

DIE FACKEL

Nr. 54

WIEN, ENDE SEPTEMBER 1900

II. JAHR

EINE RÜGE AN HERRN VON SCHIESSL

Das Jubelgeheul, mit dem die liberale Presse die Abkanzlung des Erzbischofs von Sarajevo Dr. Stadler durch die kaiserliche Kabinettskanzlei begrüßte und das so recht wieder — unmittelbar nach der Maßregelung katholischer Offiziere — die wahren Mächte dieses Staatswesens am Werke zeigte, hat die öffentliche Aufmerksamkeit von der brenzlichsten, der eigentlich politischen Stelle des Rügeschreibens abgelenkt. Der journalistische Troß des Freisinns war natürlich drauf und dran, die eigene Genugtuung zu einer völligen Demütigung des Klerikalismus umzulügen und suchte die österreichische Welt geflissentlich glauben zu machen, von höchster Stelle sei überhaupt ein Veto gegen jegliches Politisieren der Geistlichkeit erflossen. Die Herren, die sich darob in den holden Wahn versenken mochten, daß die politische Betätigung der Börsenjobber *gewünscht* werde, vergaßen die Veranlassung des berühmten Schreibens vom 8. September. In der Rede, die der Erzbischof von Sarajevo beim Abschluß des Katholiken—Kongresses in Agram gehalten hatte, war der Wunsch ausgesprochen, die okkupierten Provinzen möchten mit dem Königreiche Kroatien—Slawonien vereinigt werden. Man vergaß nun auf liberaler Seite, daß *jenseits* der großkroatischen Aspirationen selbst in Österreich noch der Geistlichkeit und allen anderen Staatsbürgern dasselbe Recht auf Politik zusteht, wie den Herren Bacher und Benedikt, und übersah, daß eben nicht so sehr der agitierende Erzbischof wie die Agitation selbst die Adresse war, an die die kaiserliche Rüge, das heißt: das Schreiben des Herrn v. Schießl sich richtete. Dieses Schreiben enthält eine Stelle, deren Gewagtheit der österreichisch—ungarischen Presse viel früher hätte in die Augen springen müssen als die vermeintliche Pointe gegen den Klerikalismus. Aber keiner unserer Journalpolitiker ist auf jene Wendung des angeblich im allerhöchsten Auftrage abgefaßten Schreibens aufmerksam geworden, wo gesagt wird, daß die Frage der Vereinigung Bosniens mit Kroatien »eine rein politische« sei und daß »ihre Lösung in den Wirkungskreis bestimmter weltlicher Faktoren fallen kann, *insbesondere aber in erster Linie dem Souveränitätsrechte Sr. Majestät unseres allergnädigsten Herrn zukommt.*« Zu diesem Ausspruch des Herrn v. Schießl, der unmöglich, wie in den Blättern erzählt wurde, »auf eine spontane Entschließung der Krone«, sondern einzig auf die stupende juristische Unwissenheit des Herrn v. Schießl zurückzuführen sein kann und für den trotz der optimistischen Meinung der 'Neuen Freien Presse' weder die gemeinsamen Minister noch die beiderseitigen Ministerpräsidenten die Verantwortung so leicht werden tragen können, sendet mir ein Völkerrechtslehrer den nachstehenden Kommentar:

Ich will gar nicht, schreibt er, auf diese »rein politische Frage« näher eingehen, da sie eine längere Auseinandersetzung erfor-

dern würde, sehe mich aber veranlaßt, auf eine ihrer vielen Seiten nachdrücklich aufmerksam zu machen. Der ganzen Affäre ist natürlich von Budapest aus der Anstoß gegeben worden und es ist klar, daß sie als eine Art magyarischer Rüge gegen das Kroatentum aufzufassen ist, trotz der Versicherung der 'Neuen Freien Presse' (Morgenblatt vom 14. September), daß »das Schreiben aus der kaiserlichen Kabinettskanzlei keine Spitze gegen die Kroaten überhaupt und gegen die unionsfreundlichen Elemente derselben ... besitzt«. In der letzten Zeit fehlt es nicht an Zeichen dafür, daß es unter den zwei Teilen der österreichisch—ungarischen Monarchie einen Kampf gibt um die ausschließliche Herrschaft einer oder der anderen Hälfte in den okkupierten Provinzen, wobei die Ungarn allem Anscheine nach die Oberhand behalten werden, da die Monarchie ja bekanntlich von Pest und nicht von Wien aus regiert wird. Von dem allen abgesehen und auch abgesehen davon daß noch so zu sagen bis gestern Herr Dr. Stadler im vollsten Einvernehmen mit Herrn Kallay gewirkt hat, und daß der Reichsfinanzminister die großkroatische Propaganda in Bosnien und der Herzegowina nicht nur unterstützt, sondern in diese Länder sogar *importiert* und sie immer weiter gefördert hat, — muß man wirklich über den Wortlaut des Schreibens der Kabinettskanzlei staunen. Es enthält Dinge, deren Unmöglichkeit und Unhaltbarkeit dem Direktor der Kabinettskanzlei nicht und noch weniger den Herren gemeinsamen Ministern entgehen durfte.

Das Schreiben spricht nämlich von den beiden okkupierten Provinzen, wie wenn sie staatsrechtlich einen integrierenden Bestandteil der österreichisch—ungarischen Monarchie bildeten. Das ist indes gar nicht der Fall, und daß es nicht der Fall ist, weiß Herr v. Schießl ebensogut, wie die Herren Kallay und Goluchowski. Die Provinzen Bosnien und Herzegowina stehen zu Österreich—Ungarn in einem *völkerrechtlichen* Verhältnis; ihre Stellung zu den beiden Teilen der habsburgischen Monarchie, die völkerrechtlich als eine Einheit gelten, beruht noch immer auf einer *völkerrechtlichen* Basis, die nicht *einseitig* und willkürlich in eine staatsrechtliche umgewandelt werden kann, wiewohl dies die Herren Goluchowski, und Kallay wünschen mögen.

Sogar jene, die Österreich—Ungarn am meisten geholfen haben, das Mandat zur Okkupation von Bosnien und der Herzegowina auf dem Berliner Kongreß ¹ zu erhalten, haben es unter dem Vorbehalte getan, daß die »*sauegarde des droits du sultan comme souverain doit rester une des bases principales de la paix.* ²« In seinem zweiten Teile enthält selbst der Artikel XXV des Berliner Vertrages die Bestimmung, daß Österreich—Ungarn sich über die Besetzung und über die Verwaltung dieser Provinzen mit der Türkei zu verständigen hat, deren Souveränitätsrechte aufrecht erhalten werden. Und diese Verständigung ist auch seinerzeit zustande gekommen, denn es wurde eine besondere Konvention zwischen den interessierten Mächten in diesem Sinne geschlossen. Aber an der Frage über die rechtliche Stellung von Bosnien und der Herzego-

1 Berliner Kongreß - er beendete 1878 die Balkankrise und schuf eine neue Friedensordnung für Südosteuropa

2 Rettung der Rechte des Sultans als Oberhaupt eine der Grundlagen des Friedens bleiben muß.

wina ist nicht nur die Türkei allein, an ihr sind alle die Mächte interessiert, die ihre Unterschrift dem Berliner Verträge gegeben haben, und juristisch gesprochen können gegenwärtig Österreich—Ungarn *und die Türkei* nicht das Souveränitätsverhältnis der okkupierten Provinzen ändern; dazu bedarf es der Zustimmung aller europäischen Großmächte.

Wenn also Herr v. Schießl mit Einverständnis der Herren Goluchowski und Kallay *im Namen des Kaisers* von Souveränitätsrechten des Kaisers über die okkupierten Provinzen spricht, so begeht er einen lapsus, der in derartigen Enunziationen ganz und gar nicht statthaft ist. Und wir hielten es für unsere Pflicht, diesen lapsus zu rügen, da solches die Herren, die in diesen Fragen von einem sicheren Herrn Doczi geleitet und inspiriert werden, nicht getan haben. Wir hielten es umsomehr für unsere Pflicht, da wir vor dem Ausland der österreichisch—ungarischen Presse den Vorwurf ersparen möchten, daß sie *insgesamt* bereit sei, blind zu sein oder wenigstens zu schielen, sobald dies von Herrn Doczi und seinen Gönnern gewünscht wird, — sei es auch um den Preis der elementarsten Begriffe von Anstand und Würde.

* * *

Serbisches

Nach dem Erscheinen von Nr. 48 der 'Fackel', die Milans Ankunft in Wien feierte, begab sich der damalige serbische Gesandte am Wiener Hofe, Herr Mihailovic, in das Café Imperial und erbat ersparnishalber das Kaffeehausexemplar der 'Fackel' für seinen königlichen Herrn, der sich alsbald im Hotelzimmer an der entliehenen Lektüre erfreute. Tags darauf wurde an die Staatsanwaltschaft von der serbischen Gesandtschaft die Zumutung gestellt, man möge mich wegen Beleidigung Milans von amtswegen verfolgen. Der Beleidigte wurde, da seine Sache höchstens die der Herren Goluchowski und Doczi, nicht die Sache des österreichischen Staates ist, auf den Weg der Privatklage verwiesen, den er aber bis heute nicht betreten hat.

*

Die 'Neue Freie Presse' ist in Wirklichkeit ein noch viel anständigeres Blatt, als ich immer geglaubt habe, An leitender Stelle hat sie neulich den Versuch unternommen, dem Herrn Milan, der noch immer vielfach verkannt und verdächtigt wird, ein Wohlverhaltenszeugnis auszustellen. Stolz verkündete sie, Milan habe »einen unserer Redakteure« in sein Absteigequartier bitten lassen, und feierlich vermittelte sie der ungläubigen Welt seine Versicherung, er habe aus der serbischen Staatskasse nicht mehr gestohlen, als unbedingt notwendig war. Diese Rehabilitierung Milans hat das Organ der Stempeldefraudanten mit einer Zuvorkommenheit, die eines größeren Betrages würdig wäre, unternommen. Herr Milan weiß ganz gut, wo auf der weiten Welt er noch Stütze und Rückhalt findet; und wenn er auch von den 360.000 Francs seiner jährlichen Apanage gewiß nichts entbehren kann, für die 'Neue Freie Presse' ist und bleibt er ein König und ein Gentleman, und verwandte Seelen werden sich trotz kleinlich materiellen Meinungsverschiedenheiten stets zusammenfinden. Man kann wohl sagen: In Sachen Milans hat sich die 'Neue Freie Presse' ihren *Idealismus* bewahrt. Hielte sie diesen König für den Schurken, für den ihn die übrige Welt hält, keine Summe wäre groß genug, um die 'Neue Freie Presse' von dem rücksichtslosen Bekenntnis dieser Wahr-

heit abzuhalten. Und wenn Milan die Apanage eines Jahres draufgehen ließe! So viel verdienen die Herausgeber der 'Neuen Freien Presse' gerade am Zeitungsstempel in einem Jahre ... Kundige Leser des Blattes haben übrigens den Grund dieser spontanen und an auffallender Stelle plazierten Ehrenrettung erraten. Sie warfen einen Blick in den Inseratenteil und fanden eine Annonce des als »Wiener Ballhaus« neu eröffneten Etablissements »Eldorado«. Damen — Kapelle! »Geöffnet die ganze Nacht!« War die Notiz über Milan etwa eine textliche Einschaltung, die der inserierende Direktor des Etablissements bestellt hat? Nein. *Wiederum* ein Beweis von Zuvorkommenheit seitens der 'Neuen Freien Presse'. Die Besucherinnen des »Wiener Ballhaus« haben gegenüber »einem unserer Redakteure« den Wunsch geäußert, daß König Milan vor dem Tage der Eröffnung sich rehabilitiere. Sie haben solidarisch erklärt, ihn solange, nicht in das »Milanzimmer«, das so ziemlich in allen größeren Etablissements Wiens seit Jahren besteht, einzulassen, bis er sich nicht von der gegen ihn erhobenen Beschuldigung gereinigt hätte. Er tat es mit Hilfe der 'Neuen Freien Presse'. Jetzt ist er wieder ein besserer Herr ...

*

Ein gewisser Gencic, ehemaliger serbischer Minister des Innern, folgte alsbald dem Beispiel seines königlichen Herrn und rollte in der 'Neuen Freien Presse' die in Serbien viel erörterte Streitfrage auf, ob er während seiner amtlichen Wirksamkeit 200.000, 80.000 oder bloß 3000 Francs aus dem Dispositionsfonds der serbischen Regierung entwendet habe. Herr Gencic bekannte sich schließlich zu den 3000; nur versicherte er, daß er »kein ganz gewöhnlicher Defraudant« sei, sondern die Summe über Wunsch Sr. Majestät des Königs Alexander behoben habe, und zwar für »eine Person aus der Fremde, welche zu jener Zeit in Belgrad weilte.« In den Archiven des Ministeriums würden sich »gewiß auch sonstige Aktenstücke finden, welche im engsten Zusammenhange mit dieser Ausgabe stehen«, was dem jetzigen Ministerium wohl nicht unbekannt sein dürfte. Diese Bemerkung des Herrn Gencic bestätigt das Urteil der Kenner Serbiens, das den Mann als einen der übelsten Kumpane Milans und als den böartigsten unter den Handlangern bezeichnet, die den Hochverratsprozeß angestiftet und in ihrer politischen Muße um die Person des jungen Königs Kupplerdienste geleistet haben. Die Mitglieder des ruchlosen Ministeriums Gjorgjevic haben, ehe sie sich über den Heiratsplan Alexanders entrüstet zeigten, zu keiner der von ihnen für den königlichen Knaben arrangierten »Soiréen« Frau Draga einzuladen verabsäumt. Herr Gencic bewährte sich auch sonst. Die Geschichte von den 3000 Francs ist offenbar eine — in dem Ton verhüllter Drohung vorgebrachte — Anspielung auf den Aufenthalt der Dame Rosa Benkö an dem Hoflager von Belgrad, und Herr Gencic hatte wohl die Aufgabe, die Kosten dieses Aufenthaltes zu verrechnen. Als Herr Gencic noch zu Zeiten seiner Ministerherrlichkeit einmal in Wien weilte, verbrachte er, wie ich damals erzählte, seine Nächte im Café Ceranke. Vielleicht hat Herr Gencic damals die Bekanntschaft von »Personen aus der Fremde« gemacht, die später in Belgrad weilten und der Staatskasse zur Last fielen. Jedenfalls hat er als der Allerletzte Ursache, von einem *Gelegenheitsministerium* — so nennt er die jetzige serbische Regierung — zu sprechen ...

*

Die sonstigen »Abgänge« aus der serbischen Staatskasse sind aus der folgenden Rechnung zu ersehen:

Ministerpräsident Gjorgjevic (für Mobiliar, Diners, Beleuchtung, Dienerschaft etc.)	25.000 Fracs.
Vukasin Petrovic, Finanzminister (Begräbniskosten für seinen Sohn)	15.000 Fracs.

Georg Petrovic, der jüngere Bruder des Finanzministers . 19.000 Fracs.
Der Unterrichtsminister (für Heilung eines Augenleidens) . .5.000 Fracs.
Diverses (Attentat, Hochverratsprozeß etc.) 47.042 Dinars in Gold
30.000 Dinars in Silber

etc. etc. etc.

Und die 'Neue Freie Presse' wird die Mitglieder des Kabinetts Gjorgjevic vergeblich, aber nicht umsonst reinzuwaschen suchen.

*

Die neue Gestaltung der Dinge in Serbien hat ein diplomatisches Kuriosum gezeitigt. Es geschieht jedenfalls zum erstenmale, daß ein falliter Kaufmann Gesandter wird. Als serbischer Vertreter am Quirinal fungiert jetzt Herr Georg Barlovac. Karriere: Als falliter Kaufmann in die serbische Armee eingetreten. Da er das Hauptmannexamen nicht bestand, als entfernter Verwandter Milans in die Diplomatie gesteckt. Zuerst Attaché in Berlin; dann Gesandtschaftssekretär in Wien, wird Schwiegersohn des liberalen Abgeordneten Russ; nach Athen versetzt; bald darauf Generalkonsul. in Budapest, fördert kräftig den Export der besten Schätze der ungarischen Hauptstadt nach Belgrad. Die Entfernung Milans macht diesen Handel überflüssig. Herr Barlovac wird Gesandter in Rom, und Herr Visconti—Venosta wäscht seine Hände — in Unschuld.

*

Der letzte Begnadigungsakt in der Attentatsaffäre gestattet uns Rückblick und Einsicht in die ganze, sonst so häßliche Geschichte dieses Monstrums Milan und seiner Günstlinge. Wir stehen vor der Tatsache, daß alle noch eingekerkerten Unschuldigen — im Ganzen waren es 124 gewesen — am Vorabende des Geburtstages der Königin Draga begnadigt wurden — mit Ausnahme des gedungenen falschen Zeugen Pavic, alias Kresovic. Damit hat man implizit zugegeben, daß das ganze Hochverratskomplott eine von den Herren Milan und Gjorgjevic arrangierte Sache war. Die Mittäterschaft Kresovic' in der niederträchtigen, von Herrn Goluchowski aller europäischen Gesittung zum Hohn favorisierten Affäre soll durch sein Verbleiben im Gefängnisse noch besonders hervorgehoben werden. Nun ist zu bemerken, daß in dem gegenwärtigen serbischen Ministerium zwei Männer sitzen, die die hervorragendste Rolle in dem unerhörten Prozeß gespielt haben; es sind dies die Herren L. Popovic, Minister des Innern und der Justizminister N. Antonovic. Jener war Präsident des Blutgerichtes, dieser Regierungskommissar. Die zwei haben von Anfang an die abscheuliche Rolle des gedungenen Zeugen gekannt; der heutige Justizminister hat ihn sogar während der Untersuchungshaft sehr oft instruiert und für die Aussagen bei dem Untersuchungs— und Verhandlungsverhör vorbereitet. Und obwohl jetzt diese ganze Geschichte durch den letzten königlichen Ukas bloßgelegt wurde, bleiben die beiden Herren Minister. Herr Antonovic hat sogar zu dem Ukas als Justizminister seine Gegenzeichnung gegeben ... Die Angelegenheit beweist nur zu drastisch, daß es trotz den Wonnen königlicher Flitterwochen noch viel Faules im Staate Serbien gibt, womit aufzuräumen die höchste Zeit wäre.

* * *

Am Montag, dem 24. September, brachte die 'Neue Freie Presse' einen Auszug aus einem offenen Briefe, den der Pariser 'Radical' an Herrn Dr. Lueger gerichtet hatte. Der Brief des 'Radical', der »nicht gerade schmeichelhafte Bemerkungen« für unseren Bürgermeister enthielt, war durch die Depesche veranlaßt, mit der Herr Dr. Lueger die Mitteilung vom Unterbleiben des Ban-

ketts der Stadt Paris beantwortet hatte. Nun rief der 'Radical' dem Bürgermeister von Wien rügend zu: »Sie hatten kein Recht, in Ihrer Depesche die Behauptung aufzustellen, die von der Regierung getroffenen Maßnahmen hätten das Bankett verhindert, zu dem Sie geladen waren.« Der 'Radical' hat die Wahrheit gesprochen. Die französische Regierung hat das Bankett der Stadt Paris nicht verboten, konnte es nicht verbieten; auch nicht der Schein einer Rechtfertigung wäre für einen solchen Willkürakt zu erbringen gewesen. Aber wie kam Herr Dr. Lueger dazu, von einem Verbote des Banketts zu reden? Er hat, unbelehrt durch viele Erfahrungen, einmal der 'Neuen Freien Presse' geglaubt. Die hatte triumphierend gemeldet, das Ministerium Waldeck—Rousseau habe »einen vernichtenden Schlag gegen die Nationalisten« geführt, indem es das Bankett des Pariser Gemeinderates verboten habe. Der Vorwurf der »Geschmacklosigkeit« und des »Mangels an Takt«, den der 'Radical' wegen dieser Behauptung erhoben hat — die 'Neue Freie Presse' hat die Kraftworte gesperrt gedruckt —, richtet sich also gegen die 'Neue Freie Presse'. Freilich, deren Pariser Informator heißt Berthold Frischauer; und was könnte uns der 'Radical' von diesem Herrn sagen, das wir noch nicht wissen? Herr Frischauer aber sollte endlich begreifen, daß alle Franzosen, wie der 'Radical' erklärt, »darin einig sind, daß einem Fremden absolut jede Kritik über ihre Politik verboten sein muß«. Er ist doch schon einmal ausgewiesen worden, weil er zu vorlaut war.

* * *

Am 13. September war im *Frisch—Glück—Schachte* bei Dux, der vor kurzem von der Brüxer Kohlen—Bergbau—Gesellschaft erworben worden ist, ein Wassereinbruch erfolgt, dem zufälligerweise kein Menschenleben zum Opfer fiel. Den technischen Leitern des Bergbaues war die Gefahr, die vom verwüsteten Schachte drohte, klar. Jenes Werk bei Dux ist eines der gefürchteten unter all den Unglückswerken, an die sich traurige Erinnerungen knüpfen. 1891 sind im Schachte »Fortschritt«, der mit dem »Frisch—Glück—Schachte« verbunden ist, 17 Bergleute ums Leben gekommen. Jetzt ergriff man umfassende Vorsichtsmaßregeln. Ein großer Teil der Grube wurde verbaut und verdämmt. Es war vorherzusehen, daß die Produktion für längere Zeit stillstehen müsse.

Am Morgen des 14. September erfuhr die Wiener Börse die Katastrophe; in wenigen Minuten waren die Aktien der Brüxer Kohlen—Bergbau—Gesellschaft beträchtlich gefallen. Diese Aktien sind seit Jahren größtenteils in den Händen von Spielern, Kursschwankungen von 50 — 80 Kronen an einem Tage sind wiederholt vorgekommen. Nun schien ein ungewöhnlich heftiger Kurssturz bevor zu stehen. Wohl hatte Herr Petschek, der Vizepräsident der Gesellschaft, dafür gesorgt, daß die Telegramme, die die Katastrophe nach Prag und Wien meldeten, möglichst unverfänglich lauteten. Aber die Börse weiß, was sie von solchen Telegrammen zu halten hat. Als die Aktien fielen, ergriff die in Wien anwesenden Herren vom Verwaltungsrate lebhaft Unruhe. Man sorgte dafür, daß die Börse mit Bestimmtheit erfahre, der Betrieb bleibe aufrecht. Noch konnte den Technikern in Dux unmöglich das Urteil über die Folgen des Wassereinbruchs feststehen; aber Herr Hofrat Hallwich und mit ihm die Wiener Börse wußten noch am selbigen Tage, daß nichts zu fürchten sei. In ihrem abendlichen Börsenstimmungsberichte konnte die 'Neue Freie Presse' am 14. September schreiben, daß die Brüxer Kohlenaktien sich nach einem Kursfall von 20 Kronen wieder »völlig erholt« hätten, »da eine Betriebsstörung *nicht befürchtet wird*«. Und am Morgen des 15. Septem-

ber wußte sie bereits mit Bestimmtheit, daß der Schwimmsandeinbruch in Dux »keine Störung im Betriebe zur Folge gehabt hat.«

Die Herren Hallwich, Benedikt und die übrigen Spekulanten, denen man bisher höchstens ein Urteil in Fragen der Börsentechnik zugetraut hat, haben sich diesmal als vortreffliche Bergbautechniker erwiesen. Es gelang ihnen, den Duxer Fachleuten die Erkenntnis beizubringen, daß der Betrieb ungestört aufrecht erhalten werden müsse. Und er ward aufrechterhalten. Nur eine geringfügige Störung ist am 19. September eingetreten. An diesem Tage hat nämlich im Frisch—Glück—Schachte eine Explosion stattgefunden, bei der achtzig Bergleute um's Leben gekommen sind. Der Kurs der Brüxer Kohlenaktien ist darauf neuerlich gefallen. Aber er wird sich wohl in Bälde wieder »völlig erholt« haben. Von den Toten in Dux hofft man das Gleiche.

*

»Ja, wenn es ein reicher jüdischer Hauptmann wäre, auf den die Intrige seiner Feinde die Deportation heraufbeschworen hat, wie viel Pathos würde da aufgebracht, wie würden da alle Register menschlichen Fühlens geöffnet! Aber hundert Kohlengräber! Das regt unsere Presse nicht auf.« — So läßt sich treffend die 'Arbeiter—Zeitung' vernehmen. Und sie verdient für diese hohnvollen Worte umso mehr Lob, als sie selbst lange genug in den Reihen derjenigen Presse gekämpft hat, die anlässlich der Affäre eines reichen jüdischen Hauptmannes alle Register menschlichen Fühlens geöffnet hielt ...

* * *

Wenige Tage nach dem Erscheinen der 48. Nummer der 'Fackel', in der ich dem noch immer vegetierenden 'Ersten Wiener Localanzeiger' eine Briefkastennotiz gewidmet hatte, kam mir ein »Aufklärungsschreiben« des Herausgebers und »Direktors« Julius *Laurencic* zu, worin er der Überzeugung Ausdruck verlieh, daß nur Feinde, die er, wie jeder, auch der beste Mensch, habe, mich informiert haben könnten, daß ich aber, wenn ich ihn nur persönlich kennte, statt ihn anzugreifen, eher für ihn eintreten würde. In ergreifender Weise schilderte er mir die Schwierigkeiten seiner Stellung: wie das »Verhängnis« des Konkurses über einen der Mitbegründer des Blattes hereingebrochen sei; wie andere, die an dem Unternehmen Geld verdienen wollten, sich zurückzogen, als ihre Habgier nicht befriedigt wurde; und wie er nun um der zahlreichen, bedauernswerten Angestellten willen, die sonst brotlos würden, sich bemühe, den 'Localanzeiger' zu erhalten. Und dabei brächten diese Angestellten ihn in peinliche Verlegenheit. Nicht er sei zuerst liberal gewesen und habe es dann mit der christlichsozialen Richtung versucht; aber unter seinen Mitarbeitern hätten sich zwei Parteien gebildet, die nun verschieden gefärbte Artikel und Berichte in das Blatt brächten. Unter solchen Umständen sei die Leitung des 'Localanzeigers' sicherlich eine sorgenvolle und aufreibende Tätigkeit, der er sich nur im Interesse von Drucker, Papierhändler, Journalisten und Dienern und »auf deren Drängen« weiter widme.

Der Brief des Herrn *Laurencic* mußte mich mit Mitleid erfüllen und den Wunsch in mir wecken, daß die »Dränger« dem geplagten Mann baldigst Ruhe gönnen und ihn ungestört der Herausgabe seiner »Jubiläums—Prachtwerke« sich widmen lassen möchten. Und kurz darauf schien es, als sollte der Wunsch in Erfüllung gehen. Der Besitzer der Druckerei Kreisel & Gröger, Herr Franz Kreisel, gab es auf, Herrn *Laurencic* zur weiteren Herausgabe des 'Localanzeigers' zu zwingen, ja er »drängte« ihn nunmehr sogar dazu, das Blatt einzustellen, indem er sich weigerte, es ferner zu drucken. Wie es scheint, war also, gleich einigen Mitbegründern des 'Localanzeigers', auch

Herr Kreisel nicht ganz uneigennützig gewesen, hatte vielmehr gehofft, für den Druck des 'Localanzeigers' Geld zu erhalten, und war, da er jetzt Geld verloren hatte, nicht gesonnen, die Wurst nach dem Schinken zu werfen. Wenn aber einen österreichischen Zeitungsherausgeber die Erkenntnis, daß Eigennutz das Tun aller Menschen lenkt, niederzuschmettern droht, dann pflegt ihn die Regierung, die einzige Idealistin im Staate, wieder aufzurichten. So war's auch diesmal. Herr v. Koerber griff dem gebeugten Laurencic unter die Arme, sicherte ihm in völlig uneigennütziger Weise — denn was kann der 'Localanzeiger', der zwar in 2000 Exemplaren erscheint, aber nicht gelesen wird, der Regierung nützen? — eine Subvention von 25 Gulden für die Nummer zu und bewog ihn, einen anderen Drucker zu suchen.

Der war auch bald gefunden. Der Besitzer der Druckerei L. Bergmann & Co. hatte sich eben entschlossen, den Druck des Frischauer'schen 'Wiener Tagblatt' einzustellen, den er, ein hartnäckiger Idealist, so lang besorgt hatte, bis er endlich erkannte, daß man von Idealen allein nicht zu leben vermag. Uneingedenk der klugen Hausfrauenregel: »Es kommt selten Besseres nach«, übernahm er jetzt den Druck des 'Localanzeigers'; freilich nicht ganz ohne Vorsichtsmaßregeln. Auch Herr v. Koerber hatte ja, da er dem 'Localanzeiger' nicht eine monatliche Unterstützung, sondern bloß eine solche per Tag gewährte, einigen Zweifel an der Lebenskraft des Blattes bewiesen. Die Druckerei L. Bergmann & Co. wollte sich also nicht gar zu sehr binden und sagte zunächst nur zu, die Zeitung des Herrn Laurencic acht Tage lang probeweise zu drucken. Am 28. August erschien die erste in der neuen Offizin hergestellte Nummer des 'Ersten Wiener Localanzeiger'.

An diesem Tage enthüllte sich aber dem Kaffeehausbesucher, dem der Marqueur die Zeitungen auf den Tisch legte, ein heiteres Tauschverfahren. Am Nachmittag vorher war ihm, da das 'Wiener Abendblatt' nicht erschienen war, mitgeteilt worden, das Blatt des Herrn Frischauer habe das Zeitliche gesegnet. Nun lag abermals eine Nummer des 'Wiener Tagblatt' vor ihm. Format und Druck verändert. Er blickte auf die letzte Seite und las: Druck und Verlag von Kreisel & Gröger. Der 'Localanzeiger' und das 'Wiener Tagblatt' hatten die Druckereien getauscht. Die Druckerei L. Bergmann & Co. will nicht durch den Schaden der Druckerei Kreisel & Gröger klug werden und diese sich nicht jener Erfahrung zunutze machen.

An diesen Tausch der Offizinen haben mehrere Wiener Blätter ganz unzutreffende Bemerkungen geknüpft. Namentlich haben sie Herrn Franz Kreisel, der ein Christlichsozialer ist, vorgeworfen, daß er ein »Judenblatt« drucke. Mir haben diese Bemerkungen bewiesen, daß unsere Zeitungen so lange Redaktionelles und Geschäftliches vermengt haben, daß sich ihnen die Linie, die beides trennt, gänzlich verwischt hat. Vom Drucker erkaufte der Herausgeber eine Leistung, die mit politischer Gesinnung nicht das Geringste zu tun hat. Der freien Meinungsäußerung droht die ärgste Gefahr, wenn dies verkannt wird. Denn was bedeutet alle Drangsalierung der Presse durch die Staatsanwälte gegenüber der Aussicht, daß eines Tages der Drucker, und wenn nicht er, die Setzer sich weigern könnten, eine der ihren widersprechende Meinung durch die von ihnen hergestellte Zeitung in die Öffentlichkeit gelangen zu lassen? Wenn es aber schon prinzipiell unzulässig war, Herrn Kreisel den Widerspruch zwischen seiner politischen Richtung und der des 'Wiener Tagblatt' entgegenzuhalten, so war vollends der Vorwurf, daß Herr Kreisel seine politische Gesinnung Geschäftsrücksichten opfere, ein törichter. Da doch Geschäftsrücksichten die Druckereien Kreisel & Gröger und L. Bergmann & Co. veranlaßten, den Druck des 'Localanzeigers' und des 'Wiener Tagblatt' einzustellen, so können diese Druckereien unmöglich durch Ge-

schäftsrücksichten dazu veranlaßt worden sein, daß jede das Blatt der andern übernahm. Unbezähmbarer Tätigkeitsdrang, der stets nach neuen Objekten verlangt, scheint das wahre Motiv beider Drucker gewesen zu sein. Speziell von Herrn Kreisel aber habe ich vermutet, daß ihn, der wohl als eifriger Antisemit das 'Wiener Tagblatt' las, dessen Artikel bekehrt haben, — eine Vermutung, die er seither durch die Niederlegung seines Mandates als Gemeinderat bekräftigt hat. Das 'Wiener Tagblatt' macht ja seit Jahren Konvertiten; zahlreiche Juden behaupten, durch seine Lektüre Antisemiten geworden zu sein. Warum sollte es nicht einmal einen Antisemiten zu jüdischen Anschauungen bekehren?

* * *

Wie unsere Bürokratie sich auch drehen und wenden mag, der Zopf, der hängt ihr hinten. Wenn er einmal durch Erlässe gestutzt wird, wächst er sogleich um so üppiger nach. Aber selbst dort, wo übertriebener Bürokratismus am schwersten ertragen werden müßte, im Handel, ist man den Zopf so gewöhnt, daß Klagen höchst selten laut werden. Um ihres Seltenheitswertes willen nehme ich denn von einer Beschwerde Notiz, die die Handhabung der Bestimmungen über die Entwertung der *Stempelmarken* zum Gegenstande hat. In allen vorgeschrittenen Staaten klebt der Aussteller eines Wechsels oder in gewissen Fällen der Girant den Wechselstempel in entsprechender Höhe auf das Blankett und entwertet die Marke durch Einsetzung des Datums selbst. Bei uns ist dieses Verfahren wegen seiner Einfachheit verpönt. Der Aussteller oder der Inhaber eines Wechsels muß den Wechsel auf ein k. k. Stempelamt senden, damit der k. k. Beamte daselbst den Datumstempel aufdruckt. Wenn aber ein Mensch mit normalen Sinnen glaubt, daß dies eine einfache Sache sei, so irrt er ganz gewaltig. Der k. k. Beamte hält sich zunächst für verpflichtet, mit dem Bringer der Wechsel ein Inquisitorium vorzunehmen, um am Schlusse seiner Fragen zu erklären, daß er nicht Zeit habe, eine größere Anzahl von Wechseln abzustempeln. Gegen ein solches Argument gibt es keine Einwendung, und die Wechsel wandern nun auf ein anderes Stempelamt, bis man endlich seinen Zweck erreicht. In Fällen, wo es sich um einen Durchgangsstempel handelt, verlangt der k. k. Beamte meist die Vorlage der Korrespondenz zum Nachweise, daß die betreffenden Appoints tatsächlich aus dem Auslande gekommen sind. Bringt dann der Einreicher einen in fremder Sprache geschriebenen Brief, von dem der k. k. Beamte natürlich kein Wort versteht, so ist alles in Ordnung. Aber ein halber Tag geht mit solcher Spielerei regelmäßig verloren. Daß dem Staate aus diesem Verfahren keine Mehreinnahmen erwachsen, steht fest; wohl aber verursacht es beträchtliche Mehrausgaben durch die Bezahlung überflüssiger Beamter. Der Zweck des Ganzen ist unerfindlich; es müßte denn der sein, die Kaufmannswelt zu schikanieren. Solch böse Absicht darf man aber der österreichischen Bürokratie nicht unterschieben. Ihr Tun ist mitunter so harmlos wie zwecklos.



Dem gegen mich auch von sozialdemokratischer Seite öfter erhobenen Vorwurf, daß ich »die Bedeutung der Presse überschätze«, halte ich die fol-

genden Ausführungen Wilhelm *Liebknachts*¹ entgegen, die ich einem seiner älteren Aufsätze entnommen habe:

Was ist die Presse? »Die Presse ist die sechste Großmacht«, sagen ihre Bewunderer. Wir sind nicht ihre Bewunderer und sagen: *Die Presse ist die erste Großmacht*. Die Presse ist die große Fabrik, welche die »öffentliche Meinung« anfertigt, und zugleich der Nürnberger Trichter, durch welchen die »öffentliche Meinung« in jeden einzelnen Schädel hineingeschüttet wird. Sie ist die Amme des Volkes, das sie mit dem Brei der von ihr zurechtgekochten Gedanken und Gefühle aufpäppelt. *Mächtiger als der konstitutionelle Fabelkönig, der nur regiert, aber nicht herrscht, führt die Presse ein unbeschränktes Zepter*: sie herrscht und regiert²; und der stolzeste, volkverachtendste, freiheitsfeindlichste Despot erkennt ihre Gewalt an, beugt sich vor ihr. Aber wie übt die Presse ihre Macht aus? Im Interesse der Gesamtheit? Um das Volk zu bilden? Sucht sie die Schäden in Staat und Gesellschaft zu heilen? Ist sie die Rächerin des beleidigten Rechts? Reicht sie die Hand dem Unterdrückten? Erhebt sie das Schwert gegen den Unterdrücker? Nein, und nochmals nein!

Keine Niedertracht, welche die Presse nicht für Hochsinnigkeit auszugeben, kein Verbrechen, das sie nicht zu einer großherzigen Tat umzufälschen bereit wäre; kein Schurke, dem sie nicht den Lorbeer des Ruhmes oder den Eichenkranz der Bürgertugend aufs Haupt setzte, — wenn es ihr zweckdienlich erscheint.

Was diese Presse gestern erhöhte, das zieht sie heute in den Staub; was sie gestern in den Staub zog, hebt sie heute zu den Sternen. Vor dem Abenteurer, den sie gestern mit Füßen trat, weil er ein verlorenes Spiel zu spielen schien, liegt sie heut', da Fortuna ihm gelächelt, anbetend auf den Knien, und morgen, hat die launische Glücksgöttin ihm den Rücken gekehrt, ihr Eintagsidol wieder in den Kot zu zerren.

Wir nannten die Presse die erste Großmacht. Und mit Recht, denn *in ihr ist alle wirkliche Macht konzentriert*; auf ihr, weit mehr als auf dem stehenden Heere, beruht der moderne Klassenstaat, mit seiner ökonomischen Ausbeutung, seiner politischen Knechtung, seiner geistigen Verkrüppelung und Entmannung! Die stehenden Heere können in *einer* Schlacht durch einen gelungenen Handstreich zerbrochen werden. Die unsichtbaren Bande, welche die Presse um das Volk geschlungen hat und täglich schlingt, sind nicht so leicht zu zerreißen. Die Befreiung von diesem entsittlichenden, verdammenden Einfluß kann nur allmählich bewerkstelligt werden.

1 Die Aussagen gelten im Deutschland des Jahres 2012 genau noch so. Man muß nur — den technischen Fortschritt und die inzwischen gewachsene Analfabetisierung berücksichtigend — das Wort 'Presse' durch 'Fernsehen' ersetzen. Gerade haben wir die 'Unparteilichkeit' des Öffentlich-Rechtlichen Verblödungsfernsehens in Sachen Türkeipräsident Wulff erlebt. (Ein schwerer Rückschlag auf dem Weg zur islamischen Negerrepublik Schland!)

2 Vgl. den in Nr. 44 der 'Fackel', vor Kenntnis des Liebknacht'schen Artikels, niedergeschriebenen Satz: »Auf Erden aber spottet eine internationale Gaunerbande im sicheren Machtbesitz von Druckerschwärze aller Verfolger und regiert die Gehirne willkürlicher, als es je absolutistische Regierungswillkür vermocht hat.« Anm. d. Herausgeb. [KK]

* * *

Eine Tochter des Grafen Eduard Taaffe, weiland österreichischen Ministerpräsidenten, soll ihren Gatten zu wechseln beabsichtigen. Das wäre eine Privatangelegenheit der Dame und der beiden Herren, zwischen denen sie sich entscheiden wird. Die Presse kann das offenbar nicht bekümmern; höchstens der Inseratenteil dürfte die Bereicherung durch eine Vermählungsanzeige zu erwarten haben. Aber die Budapester und Wiener Journalistik denkt anders. Ohne von einer der beteiligten Personen ermächtigt zu sein, hat sie die Angelegenheit veröffentlicht. Da ihr nur Getratsche von Unbefugten zu Ohren gekommen war, enthielten die Veröffentlichungen natürlich zahlreiche Unrichtigkeiten. Sogar in der Person der Dame, um die es sich handelt, irrte man. Aber der Spürsinn der Schnüffler ward durch die Berichtigung erst auf die rechte Fährte gebracht. Binnen 48 Stunden waren alle Einzelheiten einer Scheidungs— und Liebesaffäre den Lesern von Budapest und Wien bekannt.

Warum der Eifer? Ob die Tochter des Grafen Taaffe, den doch sein alter Adel nicht einmal vom freundschaftlichen Verkehr mit den Herren Scharf und Herzog abhalten konnte, einem Baron Mattencloit oder einem Herrn Feldmann den Namen dankt, kann doch nur ihren persönlichen Bekanntenkreis interessieren. Daß sie einem bürgerlichen Arzte die Neigung zugewendet haben sollte, die sie dem angetrauten Gatten entzogen, konnte doch nicht einmal auf Gemütsmenschen Eindruck machen, die stets nach romantischen Zügen fahnden. Wer sieht heute noch etwas Außerordentliches darin, daß die Schwägerin des deutschen Kaisers eine Arztesgattin ist? Aber daß eine geborene Taaffe die Gattin eines jüdischen Arztes werden soll, das ist's, was das Blut unserer Schmöcke in Wallung versetzte. Nun war noch die Frage zu erörtern, ob Herr Dr. Feldmann »sich tauft« oder nicht. Auch wenn er's täte, blieb seine Heirat eine Errungenschaft ... Und dieselben Leute, die fortwährend die »Gleichberechtigung« im Munde führen, begannen vor Unterwürfigkeit übermütig zu werden, weil einem der ihren solch seltene Ehrung widerfahren war. »Wieder Eine« in der Reihe hochgestellter Damen, die dem »Zug des Herzens« folgt, und diesmal ist's kein Hofseparatzug, sondern geradezu ein Orientexpresszug. Welch glückliche Wendung durch Gottes Fügung! Die Posauen Jerichos ertönen, und fast hätte Herr Benedikt seinem historischen »Reißt die Tore auf!«, das er nach der Bestätigung Luegers in die Welt gestöhnt, ein versöhnliches »Sperrt sie wieder zu!« folgen lassen ... Mich aber will bedünken, daß das Verlangen nach »Gleichberechtigung« nur dort mit Fug gestellt werden kann, wo Gleichberechtigung gefühlt wird. Leute, die vor Wonne explodieren, weil eine wirkliche Baronin einen Mitbürger mosaischer Konfession heiraten soll, scheinen sich selbst zur »Gleichberechtigung« noch nicht reif zu wissen.

* * *

Carl Bleibtreu, der neulich zur Erstaufführung seiner Dichtung »Karma« am Kaiser—Jubiläumsstadttheater nach Wien gekommen war, staunend manch kritisches Bekenntnis kritischer Unfähigkeit las und das Übelwollen einer Clique gegenüber einem Theater und all seinen Darbietungen kennen lernte, hat mich ersucht, den folgenden Brief an seine Adresse zu bestellen:

Liebe 'Neue Freie Presse'! Heil und Gruß zuvor im Namen Buddhas! Unter Kameraden ist ja alles ganz egal, und unter uns Buddhisten sieht man ja nicht aufs äußere Wohlverhalten, sondern auf

die innere Gesinnung. Und die habe ich bei Euch entdeckt. Was noch keinem gelang, das gelang mir: ich fand, daß Ihr eine *Gesinnung* habt. Für diese welterschütternde Entdeckung beanspruche ich das höchste Patent. Ja, Eure buddhistisch—christliche Denkart hat sich mir erschlossen.

Still verborgen saß ich in meiner Loge, bloß der Unbeträchtlichkeit meines »Karma« und nicht wahrhaft bedeutender Ereignisse harrend; aber mit dem Donnerrufe ward mir aufgetan: *Schütz* ist da!! Wie der Name mich armen Sterblichen durchzuckte, wie vor dem fernhintreffenden Welt—Schützen das Theater bis in die Grundfesten erbebte! Das Weltblatt brach den doppelten Boykott wider die verpönte Währing—Bühne und den verfehnten Dichter: Ein welthistorischer Vorgang! Die Sonne der neuesten, freiesten Presse ging auf und bestrahlte die indische Mystik meines »Karma« mit doppelt orientalischem Glanze. Schon dies war groß und edel gedacht: »Tuet wohl denen, die Euch beleidigen und verfolgen.« Denn hatt' ich nicht noch jüngst mich schändlicher Hoffart unterfangen, in Sachen des Märtyrers Dreyfus die vortreffliche Gesinnung der »Neuen Freien« zu verhöhnen? Und dennoch kam sie, ungeladen und unerwartet, um meinem »Karma« das kritische Maß zu nehmen. Aber noch fraß an meinem schlechten Herzen geheimes Mißtrauen. Wehe! ward mir zugerant, jetzt wirst Du endgültig vernichtet für die ungebührliche Freiheit, eine Neuheit vorzuführen, ohne das intime Plazet der »Neuen Freien«. Wenn jetzt nur irgend jemand zischt, der sich von den frechen Satiren auf der Bühne getroffen fühlt, und sei's der schwärzeste Reaktionsär, so wird man morgen lesen: Die gesamte hochgebildete Bürgerschaft Wiens habe das trostlose Machwerk ausgezischt usw. ad libitum. — Verzeiht mir, Brüder in Buddha, ich demütige mich vor Euch, schamrot gestehe ich den so beliebten alten Wahrspruch: »Beim Theater kommt alles anders.« Möglich, ja gewiß, daß der erstaunliche Antritt des freien Schützen im unheiligen Währingbezirk von der gebundenen Marschroute ausging: Was gemacht werden kann, machen wir. Aber es war nun mal nichts zu machen, ein Fiasko unmöglich festzustellen. Und doch, hat die »Neue Freie« nicht schon ähnliche Kraftproben geliefert? Konnte sie nicht allen Tatsachen ins Gesicht die Welt aufklären, daß der Beifall nur akustische Täuschung war? Sie tat es *nicht*, hochherzig sammelte sie unfeurige Kohlen auf mein schuldiges Haupt und begnügte sich mit der sanft zweideutige Fälschung: »Die Schauspieler setzten viele Mühe an das Stück; sie war umsonst.« Kein Wort weiter, so daß sich jeder dabei denke kann, was er will. Umso unzweideutiger aber pries sie mit vollen Backen meine »*vortreffliche Gesinnung*«. Dank, heißen Dank! Denn in Sachen der Gesinnung seid Ihr alle ja Kenner und Sachverständige.

Daß sonst mein »undramatisches Gefühl« »jede tiefere Wirkung« von »Geist und Gedankenreichtum« vernichtet — macht nichts, wenn's Herz nur gesund ist. Meine Gesinnung von Euch, o wahlverwandte Brüder in Buddha, gewürdigt zu sehen, das ist was für's dramatische Gefühl, das ist die tiefere Wirkung. »Buchdrama« auch dafür seid bedankt! Wir Eingeweihten wissen ja doch, was dies bedeutet. Ähnlich wie »Achtungserfolg« in unserm geliebten Deutsch besagen soll, daß man nur vom Weißen Rössl her-

ab »vollen Erfolg« in vollen Kassen erbeutet, so heißt Buchdrama alles, was sich zu Pegasussschwingen erdreistet, statt auf besagtem Weißen Rössl ins alte romantische Land der Börsenjobberpremierer einzureiten. Ein echter Dramatiker ist auch Euer R. Lothar, der an Euch depeschieren ließ, daß seine Harlekinade an Shakespeare hinanreiche. Bleiben wir lieber bei der Gesinnung, denn das bleibt uns Buddhisten ja doch die Hauptsache. Wie hieß es doch? Alles und jedes werde von mir bespöttelt: Absolutismus, Priesterherrschaft, Militarismus, Kastenvorrechte, Streit der Konfessionen, Unterdrückung der Parias — man denkt mindestens an rumänische Juden — jawohl, jawohl, aber umsonst suche ich in Eurer Spottliste nach dem *Geldprotzendum rücksichtsloser Ausbeuter, die Liberalismus unnützlich im Munde führen und eine feile korruptierte Presse besolden* für ihre Geschäftszwecke. Und doch ist die Gestalt des Sunua Rahim, des Händlers, so frech deutlich gezeichnet, daß alle anderen Zuschauer *hier* die blutigste Satire fanden. Nicht so Ihr, o Brüder in Buddha! Wohlwollend, mit edler Selbstüberwindung, *unterschuget* Ihr *diese* Missetat Eurer Welt, der besorgenden Bürgerschaft von Groß—Delhi. Nein, kein Mißton trübt dies schöne Feindeslob, und nach dem christlichen Satze: »Ihr sollt ihn entschuldigen und alles zum besten kehren«, ignoriert Ihr den Hohn und stellt ins rechte Licht meine »vortreffliche Gesinnung«. Wenn laut Ausweis Eurer prächtigen Liste das Stück nicht etwa gar verboten wird, so muß das gebildete Bürgertum mein echt liberales Drama mit seinem Besuch beehren, um sich am Ausfüllen wider Konfessionshader, Militarismus, wahrscheinlich auch Antisemitismus zu erbauen. Wenn nun der Sunua Rahim und der Theatergründer Meha, den man in zwanglosem Anklang ans Brahminenmilieu auch Brahm nennen könnte, die Bühne betreten! Da wenden echter Liberalismus und echte Bildung sich schauernd ab, und die arglos überlisteten Gläubigen des Weltblatts stehen starr entsetzt vor so — vortrefflicher Gesinnung! ... Hübsch ist's ja nicht, die lieben Abonnenten so zu täuschen, doch vorbildlich bleibt ewig solche Ethik selbstverleugnender Feindesliebe. Was ist meine neben Eurer Vortrefflichkeit! Dies gnädige Wegsehen über Unbequemes, dies traute Verheimlichen des Bösen, um nur ja dem Feinde nicht zu schaden: Das ist die allervortrefflichste Gesinnung ... Merkt, daß mir vom Karma beschieden ward, diese Neuheit zu offenbaren, diese Freiheit von jeder Bosheit zu bewundern, die dem Feinde verzeiht. Eingedenk Eures glorreichen Beispiels, Ihr neuen freien Buddhisten, verzeihe auch ich. Totgeschwiegen habt Ihr mich ja mit einer Ausdauer, die besserer Sache würdig; jetzo aber schweigt Ihr über meine Sünde und bereitet mir koscheren Leumund bei allen Sunua Rahims Eure Kaste. Ihr Vortrefflichen, ich zwar hin Euch »uninteressant trotz aller Weisheit seiner Sprache«, wie Ihr so fein bemerkt; aber mir seid *Ihr* interessant geworden ... In dankbarer Gesinnung neige ich mich und rufe wie Sunua Rahim: »Bewahret Eure Gesundheit, seid tugendhaft!« Ihr könnt so bleiben.

Euer Bruder in Buddha

Carl Bleibtreu.

* * *

Der *Rebell* ... Ich meine nicht das so benannte Theaterstück des Herrn Hugo Ganz, sondern das Prager Publikum, das sich jüngst so entschieden dagegen aufgelehnt hat. Zahllose Korrespondenzen vermitteln mir den Ausdruck dieser echten Empörung. Sie schildern mir, wie Clique und Claque aufgeboten war, um dem Nicht—Prager Schmock im Hause des Herrn Angelo Neumann alle gastfreundlichen Ehren zu erweisen. Herr Neumann hatte sich, wie er in einer Theaternotiz sagte, das Verdienst erworben, das Stück des Herrn Ganz »aus der Taufe gehoben zu haben.« Das Lob, das die Mitglieder der Prager »Concordia« dem Werke ihres Kollegen zollten, ist natürlich noch maßvoll neben dem Enthusiasmus der 'Neuen Freien Presse' für ihren Redakteur. In ihrem Berichte wuchs der Erfolg ins Riesenhafte, der Applaus steigerte sich von Akt zu Akt »mächtig«, bis er zu einem »nicht endenwollenden« wurde, Herr Ganz ward unzähligmale hervorgejubelt usw. Sämtliche Einsender bitten mich, das sonst nicht sehr kunstsinnige Prager Publikum gegen diese Verleumdungen in Schutz zu nehmen. Bei der zweiten Aufführung sei das Theater nicht einmal mehr zur Hälfte besetzt gewesen. Die Claque, die trotz angestrengter Arbeit nur drei Hervorrufe zustandebrachte, sei von der Gattin Angelo Neumanns, Frau Buska, persönlich angeführt worden. Mit weit über die Brüstung der Direktionsloge hinausgestreckten Händen — schreibt man mir — applaudierte sie in regelmäßigem Takt, unermüdlich, so daß die Besorgnis um ihre weißen Glacéhandschuhe alle anderen Eindrücke des Abends überwog. Dabei feuerte sie mit Nicken und Blicken ihre zahlreichen Freunde im Parterre gleichfalls zum Klatschen an, und einige Winke an die Schauspielerlogen genügten, um auch dort eine Salve ertönen zu lassen ... An dem »Rebell« will einer meiner Berichterstatter nichts gelten lassen als die episodistische Figur des Zeitungsherausgebers, den Herr Ganz beim Eintritt in das Haus seines Freundes sagen läßt: »Junge Gansel witt're ich, es knuspert einem ja ordentlich in den Ohren.« ... Und da man den Mann auffordert, gegen die herrschende Korruption aufzutreten meint er: »Der 'Tagesbote' hat vom Komitat und der Stadt und dem Casino die Drucksachen. Das macht 20.000 Gulden jährlich; solange für die kein Ersatz ist, kann sich der 'Tagesbote' in kein Gedräng' einlassen und keine Aktion machen.« ... »Mit Überzeugung, lieber Stephan, kann man keine Druckkosten bezahlen. Und aus meiner Tasche soll ich draufzahlen? Für wen hältst Du mich denn? Erst kommt das Geschäft, Freund!« Wäre man da nicht versucht zu glauben, Herr Ganz sei, wenn auch ein schlechter Dramatiker, immerhin ein tapferer Antikorruptionist? Nein. Man darf Hang zur Indiskretion nicht mit Unabhängigkeitsgefühl verwechseln. Herr Ganz hat einfach ein Gespräch aus seiner eigenen Redaktion wiedergegeben. Der Vorname des Herausgebers im »Rebell« lautet »Moriz« ...

* * *

Der Schah und die Wiener Presse

Théâtre paré

»Der Schah streift seinen linken Handschuh ab, und in demselben Augenblick rauscht der Vorhang empor.«

»Das Entrée bildete das *Ballett* 'Sonne und Erde'. Schon nach den ersten Takten gibt der Schah Zeichen einer immer mehr sich steigernden Ungeduld. Er blickt unausgesetzt nach der Tür, es scheint ihm etwas zu fehlen: *der Dolmetsch*.«

»Der Schah streift nun den zweiten Glacéhandschuh ab, stützt sich mit der linken Hand auf den löwenartig geformten Knauf seines reichjuwelierten Krummsäbels, während er mit der Rechten mittels eines kleinen Fächers sich unausgesetzt Kühlung zufächelt.«

*

Das Feuerwerk

»Ungefähr im Mittelpunkt der acht Beete war durch Gesträuch verkleidet auf einem Wagen der Scheinwerfer montiert, der das Gloriette und die Neptungruppe *in gerader Kurve* bestrahlen sollte.«

*

Die Marienbader Kurliste

Als Muzaffer ed—Din in Marienbad weilte, trug eine Separatausgabe der Kurliste die Landesfarben Persiens; sie erschien in Weiß—gold—grün. Die 'Neue Freie Presse' hat aber einen Humoristen, namens St—g, dem es just inmitten der servilsten und detailliertesten Berichte über die Anwesenheit des Schah gestattet ist, dem Gaste des Kaisers faule Witze an den Kopf zu werfen. Aber er ist nicht nur taktlos, sondern auch farbenblind und unwissend. Um eine »Schmucknotiz« über die Marienbader Kurliste herauszubringen, muß er ihr einen blau—gelben Rand andichten und als persische Landesfarben »grün—weiß« anführen.

*

Das Interview

»Einer unserer Mitarbeiter« wurde am Sonntag von dem Großwesir Mirza Ali Aschgar Khan Emin es Sultan in der Hofburg empfangen. Ergebnis des Gespräches: Der Großwesir hat einen vordringlichen Reporter kennen gelernt. Der persische Gesandte am Wiener Hofe, Genera NerimanKhan, hatte ihn einführen müssen, wiewohl er nach dem eigenen Eingeständnis des Reporters »an diesem Tage so sehr in Anspruch genommen« war. In der Hofburg »rannten alle aufgeregt hin und her«. Dem Gesandten Neriman Khan »rann der Schweiß von der Stirne«. Nützte nichts; Einer unserer Mitarbeiter mußte vorgelassen werden. Der Großwesir (Sadrazam) erscheint. »Er hat es eilig.« Der Herr von der 'Neuen Freien Presse' kann höchstens ein paar Beobachtungen anstellen. Der Großwesir sagt ihm gar nichts. Der Interviewer muß ihm Worte in den Mund legen, die er irgendeinmal von einem österreichischen Minister, etwa von Herrn Call, gehört hat; z. B.: »Die Einführung von Reformen erfordert stets die genauesten *Erwägungen*. Es müssen die Schwierigkeiten *ins Auge gefaßt* werden, die sich bei solchem Versuche in der Vergangenheit ergaben, und die Schwierigkeiten, welche die Zukunft bringen könnte.« »Ein kräftiger Händedruck des Großwesirs« — versichert der Reporter — »gibt mir die erste Probe von der vielgerühmten Energie des höchsten Würdenträgers des Schah.« Ein kräftiger Fußtritt die letzte. Der Interviewer konstatiert allmählich an dem Großwesir eine »starke Stimme« und behauptet, daß sich »in der Bestimmtheit, mit der er die Worte ausspricht, die er in heftiger Folge aneinanderreicht, nicht geringe Tatkraft äußert.« Vermutlich hat der Großwesir auf Persisch »Belästigen Sie mich nicht!« gesagt, und der Dolmetsch war höflich genug, dies in die Versicherung, daß die Einführung von Reformen notwendig sei, zu übersetzen. Schließlich hat der Interviewer

keinen wertvolleren Eindruck mitgenommen, als den: »Der Sadrazam *hat keinen prononciert orientalischen Typus*«. Ob der Sadrazam an dem Interviewer die gleiche Beobachtung gemacht hat, bleibe dahingestellt.

*

Frau Kopacsi.

Das 'Extrablatt' bringt eine Photographie des Schmuckes, den ihr der Schah geschenkt hat. Gleich darauf einen Originalbericht, den sie selbst über ihre Begegnung mit dem Schah schrieb:

» — — — Nach jedem Liede applaudierte der Schah lebhaft und, was bei ihm sonst ungewohnt ist, er hörte mit freudestrahlendem Gesichte und lächelnd zu. Dann wurde der Phonograph herbeigeholt. Es war ein wunderbar schöner Apparat, dessengleichen ich noch niemals gesehen habe. Der Schah ersuchte mich, ich möge etwas in den Apparat hineinsingen. Während ich sang, richtete er selbst meinen Kopf zurecht, damit er sich passend an den Trichter lehne.

'Noch!' sagte er dann französisch.

Ich sang von Neuem. 'Noch!' sagte er wieder ganz begeistert.

Ein Lied folgte dem anderen, und das Singen wollte kaum ein Ende nehmen.

Länger als eine Stunde währte, mein Vortrag, nach dessen Beendigung er mir drei Etais überreichte. Er öffnete selbst jedes einzelne und übergab mir persönlich ein herrliches Türkisengeschmeide.«

* * *

Liebe Fackel!

Warum hat die 'Neue Freie Presse' so wütend auf die neuen Zwanzig—Kronen—Noten geschimpft?

Weil sie keine Rezensions—Exemplare erhalten hat.

+

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

Habitué. Sie begreifen es, daß ich in der Affäre Schlenther—Schnitzler die Höflichkeit des Burgtheaterdirektors, die ich so oft getadelt, als Entlastungsmoment gelten lassen wollte. Die Aktion ist kläglich verendet und hat dem Angegriffenen Sympathien zugetragen, die er sich vermöge seiner Theaterführung nie erworben hätte. Ich habe seinen Verkehr mit Herrn Schnitzler als den eines überhöflichen Mannes mit einem harthörigen Autor, der aus allen Wendungen und Windungen direktorialer Briefe die sichere Ablehnung erkennen mußte, gezeichnet. Man könnte dies Verhältnis noch zu Gunsten des Herrn Schlenther verschieben, aus dessen unterschiedlichen Antwortschreiben fast das peinliche Bemühen herauszulesen ist, einem wertgeschätzten Autor das Bewußtsein des formell Abgewiesenen zu ersparen. Herrn Schnitzler

wurden die Möglichkeiten, sein Stück »zurückzuziehen«, immer wieder plausibel gemacht. Herr Schlenther trieb's so weit, daß er lieber das Burgtheater von Herrn Schnitzler verschmäht sehen als einem Autor, mit dem er so oft in der Direktionsloge gesessen, wehe tun wollte; und das ist's, was man dem Burgtheaterdirektor eigentlich verübeln könnte. Aber Herr Schnitzler verstand nicht. Als er kategorisch zu werden begann, mußte ihm endlich mit einem kategorischen Nein geantwortet werden. Schon der erste Brief des Herrn Schlenther hatte ihm einen geeigneten VORWAND geliefert, auf eine Ausführung freiwillig zu verzichten; nach dem letzten mußte er's unfreiwillig tun. Die »Affäre« hat natürlich zahlreiche andere »Affären« im Gefolge, und die Blätter, deren Kritiker den Protest unterzeichnet haben, sind eifrig auf der Suche nach mißhandelten Burgtheaterautoren. So muß sich jetzt Arthur Schnitzler die Gesellschaft des J. Herzog, Eigentümers der 'Montagsrevue' und Verfassers mehrerer eingereichter Stücke, gefallen lassen. Aber wahrlich, wenn die Theaterdirektoren keine anderen Verbrechen gegen die Literaturentwicklung begehen, als daß sie Herrn Herzog unterdrücken, so haben wir uns nicht zu beklagen. Wie viel hat schon Herr Herzog unterdrückt! Nicht jeder muß für die Bühne schreiben, und Schweiggelder lassen sich noch immer leichter als Tantiemen verdienen. Oder gehört am Ende Herr Herzog zu den »noch nicht beglaubigten Talenten?« Die sechs Rezensenten mögen nur den nächstbesten Börsenkontorsinhaber fragen, ob er Herrn Herzog nicht kennt! Das letzte Bulletin vom Kriegsschauplatz lautet übrigens: »Gedettet! ...« Den greulichsten Katzenjammer soll Herr Speidel haben. Er erklärt, überrumpelt und düpiert worden zu sein, schwört, nie wieder für ein verletztes Autorrecht einzutreten, und die sorgende Gattin, die beizeiten vor dem Unterschreiben gewarnt hatte, hat alle Mühe, den fassungslosen Führer der Wiener Kritik zu trösten. Er ist so sehr gegen alle schon beglaubigten und noch nicht beglaubigten Talente aufgebracht, daß er neulich nicht einmal den Besuch des Herrn Schnitzler empfangen wollte. Auch über J. J. David, der als stiller Dichter sich übel genug unter den Protestlern ausnahm, sind die Tage der Reue gekommen. Beide empfinden es als besonders hart, mit den Bauer und Salten auf einer Liste zu stehen, ohne durch die Nachbarschaft der Herren Hevesi und Kalbeck entschädigt zu sein. Herr Kalbeck war in den ereignisvollen Tagen, in denen ein Stück des Herrn Schnitzler nicht angenommen wurde, nicht in Wien; vertritt als Kritiker übrigens auch eigene Interessen besser als fremde. Herr Hevesi WOLLTE unterzeichnen; aber der Chefredakteur des 'Fremdenblatt', das bekanntlich auch die Theaterzettel der Hoftheater druckt, hat's ihm nicht erlaubt. Herr Dr. Robert Hirschfeld bereut nichts. Sein Haß gegen Schlenther ist noch immer die weitaus überwiegende seiner Empfindungen. Auch bei Herrn Bahr hat sich nichts geändert; ihm ist die Sache, für die er sich eingesetzt hat, nach wie vor »Wurst«, und eine gute Gelegenheit, von sich reden zu machen, war's immerhin.

Schülerin des Professors Stein in Bern. Ihre Darlegungen kann ich nicht zum Abdruck bringen, so sehr ich auch die Meinung teile. Gewiß ist es unerträglich, daß der Breitschwätzer Stein die Banalitäten, die er als »seine Philosophie« bezeichnet, der Lehre Nietzsches entgegenhält. Wenn er am Schlusse seines Feuilletons in der 'Neuen Freien Presse' Nietzsches Worten vom »Pathos der Distanz« beistimmt, spottet er seiner selbst und weiß nicht wie. Just seinesgleichen ward doch dieses Pathos gelehrt. Aber der 'Neuen Freien Presse' gilt Herr Stein als großer Philosoph und Soziologe, weil er dicke Bücher schreibt. Der Mann repräsentiert eine Gattung, die in Deutschland sehr verbreitet ist; auch Richard Moses Meyer gehört ihr an. Das sind Millionäre, die das schönste Leben führen könnten. Herr Stein steht als Besitzer der prächtigen

gen Villa Schönburg in Bern (siehe Baedeker pag. 156) bei allen Reisenden in gebührender Achtung. Anstatt diese ungestört zu genießen, schreibt sich der Mann die Finger wund und hält sich dann für einen »geistigen Arbeiter«. Aber wenn einer Tag für Tag Papierbogen mit einer Schere zerschnittelte, würden ihn schließlich auch die Finger schmerzen: Arbeit hätte er darum nicht geleistet. Er hat eben Mist gemacht. Und anderen obliegt die Mühe, den Mist hinwegzuräumen.

Jurist. Herr Sieghart, meinen Sie, fühlt sich schwer gekränkt? O nein! Herr Sieghart., wird mir mitgeteilt, las die 'Fackel', strich sich schmunzelnd den Schnurrbart, der ihm eine auffallende Ähnlichkeit mit Wilhelm II. verleiht, und sprach zufrieden: »Es ist erreicht!« Und man wußte nicht, meinte er den wohlverdienten Angriff in der 'Fackel' oder den freilich minderverdienten Sektionsrattitel oder den Schnurrbart.

Leser. In der 'Wiener Zeitung' finden Sie in einem Feuilleton über Teheran (Schilderung des Schachspieles) den Satz: »DAS BRETT IST KEINES, SONDERN EIN VIERECKIGES STÜCK STOFF«. Sie werden sich über den Stil des Amtsblattes nicht wundern, wenn Sie sich an die bekannte Kundmachung erinnern: »Dieser Weg ist keiner. Wer es doch tut, zahlt 5 fl. Strafe«.

Genealog. Die 'Neue Freie Presse' erzählte am 22. September, daß sich das Verlobungsgerücht im Hause Taaffe »auf die ältere SCHWESTER der Komtesse Louise, die verhelichte Baronin Helene Mattencloit«, beziehe, und versicherte gleich darauf, Baronin Mattencloit sei die »JÜNGSTE TOCHTER des verewigten Ministerpräsidenten Grafen Eduard Taaffe«. Jetzt kennt sich der Dr. Feldmann selbst nicht mehr aus ...

Kenner. Herr Bahr, behaupten Sie, habe an dem Festessen, das Baron Berger nach der Eröffnung des deutschen Schauspielhauses in Hamburg gab, als Gast teilgenommen und dann einen böswilligen, mit schäbigen Ausfällen gegen den neuen Bühnenleiter gespickten Bericht geschrieben. Das ist ein grundloser Vorwurf. Herr Bahr war vorsichtig genug, das ESSEN zu loben. Seine Ansicht über Berger, in dem er nun einmal den fähigeren und achtungswerteren Kandidaten für eine künftige Burgtheaterleitung sieht, konnte er beim besten Willen und beim besten Appetit nicht ändern. Das hätte ihm auch Herr Burckhard, der ihn mit gebundener Marschroute nach Hamburg geschickt hatte und der seinerseits in Baron Berger den verständnisvollen Freund der Burgtheatertradition haßt, gründlich verübelt.

Herrn G. A. Crüwell, Globetrotter. In Ihrem Schreiben vom 23. September appellieren Sie an meine Loyalität, von der Sie die Konstatierung erwarten, daß Sie WIRKLICH in Amsterdam gewesen sind. Diese Tatsache wurde nie ernstlich bezweifelt; nur der Vermutung sollte Ausdruck gegeben werden, daß man aus Amsterdam bessere Feuilletons schreiben kann.

Commercialrat Z. Sie teilen mir mit Bezug auf meine Ausführungen in Nr. 50 den Inhalt eines Briefes mit, den Sie an die 'Neue Freie Presse' nach Erscheinen jenes Feuilletons gerichtet haben, worin in beredten Worten an die Pflicht erinnert wird, die Kress'sche Erfindung zu fördern und den Ruhm des Vaterlandes nicht an der Bagatelle von 10.000 Gulden scheitern zu lassen. Sie schrieben der Aktiengesellschaft 'Neue Freie Presse', daß SIE aus ihren reichen Mitteln wohl den fehlenden Betrag beschaffen könnte, und dies umso leichter, als »DIE BEKANNTE STEMPELERSPARNIS IHR SO GROSSE EINNAHMEN ZUFÜHRE«. Sie erinnerten die 'Neue Freie Presse' daran, wie ihre Kollegin, der 'New—York Herald', da Livingston im Innern von Afrika für verschollen galt, die Expedition Stanleys auf eigene Kosten ins Leben gerufen, sich mit Ruhm und Reklame bedeckt und der Wissenschaft einen Dienst geleistet hat ... Unsere Journalistik treibt zwar dem Amerikanismus entgegen, aber dort, wo er nützlich, wenn

auch kostspielig ist, möchte sie ihn nicht nachahmen. Was da die ganze Woche hindurch von der Rückständigkeit unserer österreichischen Welt gepredigt, wie ihr vorgeworfen wird, daß sie jedem Aufschwung feindlich sei und sich weder politisch noch sozial und kommerziell entwickeln wolle, wie sie stets aufgemuntert und harangiert wird, sich zu bessern und da und dort etwas zu »leisten«! Und schließlich reservieren die Herren, die die Ideale aufzustellen haben, zehn Nonpareillezeilen für eine Kollekte, an der sich — die anderen beteiligen sollen.

Beobachter. Sie wundern sich, was Wiener Tagesblätter gegen Bezahlung alles bringen. Der »Distanzgang von 26 Wiener Mädchen und Frauen von Ottakring bis Weidlingbach«, über den sich gleichzeitig der satirische Schmock lustig machen darf, wird in einer Reklamenotiz für das 'Interessante Blatt', das ihn im Bilde festhielt, als »kulturgeschichtliches Ereignis« bezeichnet, und prompt wird uns gemeldet, daß der Herzog Ludwig Philipp von Orleans — nicht etwa König Milan — in einem Gummiwarengeschäfte mehrere Einkäufe besorgt hat

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: **K a r l K r a u s.**
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

